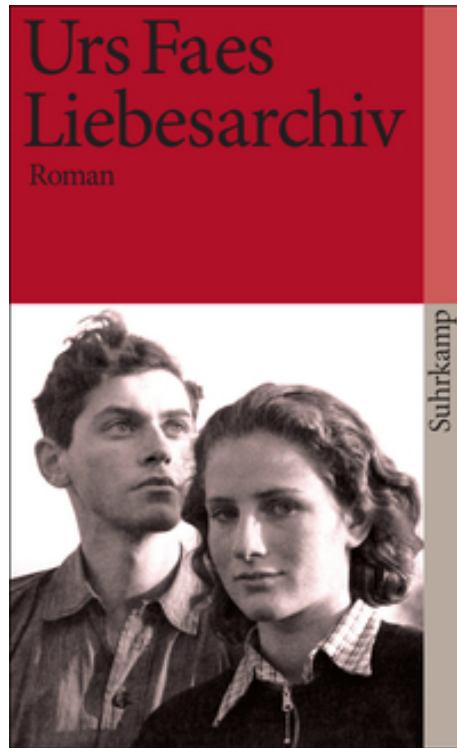


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Faes, Urs
Liebesarchiv

Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3965
978-3-518-45965-2

suhrkamp taschenbuch 3965

Ein Foto und eine Telefonnummer sind alles, was Thomas von der alten Dame erhält, die bei einer Lesung in einer Kleinstadt am Rhein plötzlich vor ihm steht. Vor vielen Jahren sei sie die Geliebte seines Vaters gewesen, erzählt sie ihm und bittet ihn, sich doch bald einmal mit ihr zu treffen. Doch Thomas ruft nicht an, schiebt die Gedanken daran hartnäckig weg – bis er eines Tages die Nachricht von ihrem Tod erhält. Der Brief stammt von ihrer Tochter Vera, die ihm vom »Liebesarchiv« der Mutter berichtet, von den Zeugnissen der großen Liebe ihres Lebens, die sie über all die Jahre aufgehoben hat. Zunächst voller Unwillen, dann mit wachsender Faszination beginnt Thomas gemeinsam mit Vera dem Vergangenen nachzugehen, dem Sommer des Jahres 1954, in dem sein Vater für mehrere Monate verschwunden war. Seine Spurensuche führt ihn zu einer außergewöhnlichen Entdeckung: zu einer Liebesgeschichte und zum Bild eines Vaters, das mancher geahnt, aber keiner gekannt hat.

»Urs Faes verzaubert. ... Selten ist ein Buch so feinfühlig in seinen Schilderungen und gleichzeitig spannungsgeladen wie ein exzellenter Krimi.« *Der Bund*

Urs Faes, geboren 1947, lebt und arbeitet in Zürich und San Feliciano. Für sein Werk ist er mehrfach ausgezeichnet worden, unter anderem mit dem Schillerpreis der Schweiz. Zuletzt erschienen die Romane *Und Ruth* (st 3521) und *Als hätte die Stille Türen* (2005).

Urs Faes
Liebesarchiv
Roman

Suhrkamp

Umschlagfoto:
Herbert Sonnenfeld, © Beth Hatefutsoth Photo Archive,
The Sonnenfeld Collection / The Museum of the Jewish
Diaspora, Tel Aviv

suhrkamp taschenbuch 3965

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-45965-2

I 2 3 4 5 6 - 13 12 11 10 09 08

*Es fehlt uns etwas,
ich habe keinen Namen dafür.*

Georg Büchner

Ich wartete.

Ich war mit niemandem verabredet.

Ich wartete, unschlüssig, was ich tun sollte, ungehalten darüber, daß ich die Zeit nicht richtig eingeschätzt hatte, viel zu früh eingetroffen war und nicht wußte, was ich anfangen sollte, in dieser winterlich kalten Kleinstadt am Rhein, in der ich niemanden kannte. Ich schlenderte durch die Altstadtgassen, die menschenleer waren, die Schaufenster erleuchtet, Weihnachtsschmuck, Tannenbäume, Lichterketten.

Ich spürte die Kälte, schauderte leicht, steckte die Hände in die Taschen. Eine Katze strich vorbei, von der Brücke drang Verkehrslärm herüber.

Ich war froh, mit niemandem verabredet zu sein. Ich würde mich pünktlich zur Lesung einfinden, hatte ich mitgeteilt, aber keineswegs früher.

Es war wenige Tage nach Allerheiligen, ein typischer Novembernebeltag, feucht und grau; wenigstens hatten die wochenlangen Regenfälle, die zu Erdrutschen und Schlammströmen geführt hatten, aufgehört.

Allerheiligen hatte mich veranlaßt, auf dem Weg zur Lesung einen Abstecher ins Dorf meiner Kindheit zu machen und das Grab meines Vaters zu besuchen.

Das fernab gelegene Tal im schweizerischen Mittelland zwischen Jura und Alpen ist bis heute ländlich geblieben, kleine Dörfer, Weiler, einsame Gehöfte. In diesem Tal, das an Föhntagen den Blick freigibt auf die

Schneeberge und dessen Flüsse bei Regen das Hochwasser in Aare und Rhein nordwärts tragen, hatte mein Vater sein ganzes Leben verbracht, hier war er auch gestorben, in diesem Dorf unterhalb der Moräne: Thalheim. Er war vor zehn Jahren als hartnäckiger Protestant ausgerechnet am katholischen Totensonntag beigesetzt worden und hätte das zweifellos als weitere Demütigung empfunden. Auch dieses Jahr war das Grab wieder reichlich mit Blumen geschmückt, Mutter, meine Geschwister, Tanten und Onkel trugen noch immer, Jahr für Jahr, ihre Gebinde ans Grab.

Und jedes Jahr lag dieser Blumenstrauß da, auf dessen Schleife in altertümlicher Wendung eine »Verehrerin« dem Toten »ewige Ruhe und stilles Eingedenken« entbot. Schon bei der Beerdigung war diese Schleife aufgefallen. Mutters tränen aufgelöstes Gesicht verwandelte sich für Sekunden, wurde starr und hart; ihre Stimme kehrte sich aus dem Schluchzen in ein Stammelnen und mündete mit ärgerlichem Unterton in die Frage, von wem denn dieser Strauß sei. Niemand wußte es. Alle ahnten Unheil und schwiegen. So war es in unserer Familie, wenn etwas Unvorhergesehenes eintrat. Das Schweigen dauerte und deckte alles zu. Nie werde ich das verstörte Gesicht meiner Mutter vergessen. Schnell fand sie in die Rolle der trauernden Witwe zurück, in den Fluß der Tränen, ins Aufgelöstsein und, bedenkt man, wie sie den Vater gepflegt hatte, ins Erlöstsein. Wenige Tage nach der Beerdigung war der Strauß mit der Schleife verschwunden, aber jedes Jahr an Allerheiligen war wieder einer da, mit der gleichen Schleife, mit der gleichen Aufschrift.

Ich war nicht lange auf dem Kirchhof geblieben; den-

noch hatte der Gang über die Gräber die Erinnerung an Menschen wachgerufen, an meinen Vater, meinen Bruder Michael, der immer Michi oder einfach der Kleine geblieben war, bis zu seinem frühen Tod; an Rosenzweig, der mir von Rabbi Ben Elieser und vom Balschem-tow erzählt hatte; ich dachte an Tante Julie und ihre Nußhörnchen mit Marzipan, die ebenso zu meiner Kindheit gehört hatten wie die Moräne mitten im Tal, die Zuckerwatte auf dem Jahrmarkt und die wochenlangen dichten Nebel im Spätherbst.

Zu rasch war ich weitergefahren und nun doch viel zu früh da. Die Lesung würde die letzte des Jahres sein, im Dezember sind die Leute mit anderem beschäftigt als damit, einem Autor zuzuhören.

Ich war nicht unglücklich darüber; die Reisen der vergangenen Monate hatten mich müde gemacht.

Ich sehnte mich nach der Ruhe meines Arbeitszimmers. Dort konnte ich vom Fenster auf den Park hinunterschauen, wo Mütter mit ihren Kindern spielten, und hinein in die Straßen, mitten ins Leben, ohne selbst darin sein zu müssen. Ich konnte, am Fenster stehend, das Grölen der Trinker auf dem Gehsteig hören, die Einfahrt der Züge im nahen Bahnhof bei der Nordbrücke, und mir das Rauschen der Limmat vorstellen, die ich nicht sehen, nicht hören, aber manchmal riechen konnte.

Die Frau stand vor dem Lokal und schaute sich nach allen Seiten um. Sie kam so direkt auf mich zu, als hätte sie schon lange auf mich gewartet. Ich kannte sie nicht, ich hatte sie nie zuvor gesehen. Sie faßte mich am Ärmel und zog mich vom Eingang weg.

Nur ein paar Minuten, bat sie.

Sie führte mich in eine Seitengasse, legte mir die Hand unters Kinn und sah mich lange an.

Sie sind wirklich sein Sohn, sagte sie und fuhr mir mit der Hand sachte über Haar und Wangen, als müßte sie sich vergewissern, daß es mich tatsächlich gab.

Mir blieb keine Zeit, mich zu wundern.

Ich habe ihn geliebt, sagte sie, bevor ich eine Frage stellen konnte.

Wir setzten uns, beide in Wintermäntel gehüllt, auf eine Bank.

Ein Windstoß fuhr in die Kleider, schüttelte die Weihnachtsbeleuchtung, Kerzen und Sterne, die zwischen den Häusern der Gasse hingen. Einzelne Menschen näherten sich dem Lokal, einem ehemaligem Zunftthaus, in welchem die Lesung stattfinden würde.

Er ist die große Liebe meines Lebens gewesen, all die Jahre. Ich habe ihn nie vergessen; ich habe nur einen Sommer mit ihm gelebt, ein Sommer, in welchem der Mond die Sonne verdunkelte.

Sie streckte mir eine Fotografie entgegen.

Ich schaute demonstrativ weg.

Der Satz, den sie gesagt hatte, schwebte als Atemhauch in der Luft, stieg als kleine Wolke auf.

Wegschauen geht nicht, sagte sie und hielt mir die Fotografie vors Gesicht.

Ich blickte auf ihre Hände, dann auf das Bild, dann wieder auf sie. Ihr Gesicht war schmal, durchlässig vom Alter, aber ihre Gesten wirkten lebhaft, freudig; die junge Frau auf dem Foto schien mir stiller, nachdenklicher, geradezu in sich gekehrt; sie hatte zweifellos etwas Anziehendes. Das sah ich gleich; eine Stifter-Schönheit, dachte ich unwillkürlich.

Ich war ein verträumtes Ding, damals, voller Sehnsüchte, die rasch in einer frühen Ehe erstickt wurden. Nur Ihr Vater –

Sie brach ab, nahm meine Hand, drückte sie.

Sie sehen ihm ähnlich.

Ich blickte nochmals auf das Foto, es war mein Vater, zweifellos, noch keine dreißig, auf dem Gesicht keine Spur jenes gequält stoßweisen Atmens, das ihm später das Leben schwermachte, ihn früh invalid werden ließ.

Auch er hatte jung geheiratet, mit sechsundzwanzig, während des Krieges, als er am Rhein Grenzwachtdienst leistete.

Die Fotografie erinnerte mich an eine andere, die ich einmal im Sekretär meines Vaters entdeckt und lange betrachtet hatte. Der Sekretär stand im Keller, ein Geheimschrank, in welchem der Vater jene Dinge verwahrte, die aus früheren Jahren stammten und vom Haushalt geschieden sein sollten. Auch meine Mutter besaß so eine Geheimtruhe. Meist war der Sekretär des Vaters verschlossen, doch manchmal vergaß er den Schlüssel herauszuziehen, das gab mir schon als Kind die Gelegenheit zum Stöbern. Im Laufe der Jahre fand ich darin immer neue Dinge: Hefte der Lichtfreunde, wie sich die Anhänger der Freikörperkultur nannten, die sich nackt dem Sonnenbad hingaben, Briefe, alte Zeitungen.

Es wurde eine seltsame Lesung.

Die Frau saß in der vordersten Reihe und sah mich unverwandt an. Von Zeit zu Zeit machte sie sich Notizen in ein Heft. Das irritierte mich auch deshalb, weil ihre Worte nachklangen. Sie sei schon öfter bei Lesun-

gen von mir gewesen, hatte sie gesagt, besonders, seit mein Vater nicht mehr da war.

Sie werden ihm immer ähnlicher.

Wir hatten vor der Eingangstür zum Lokal gestanden, als sie vorschlug, daß wir uns bald einmal treffen und reden sollten, ich möge sie doch anrufen. Bald, bat sie und steckte mir einen Zettel zu, ein Name, der mir nichts sagte, Anna Altmann, und eine Telefonnummer.

Auf die Lesung folgte eine der üblichen Diskussionen, mit den üblichen Fragen: wie autobiographisch die erzählte Geschichte sei, wie ich Distanz fände zum Erlebten, um es darstellen zu können.

Ich hatte Antworten bereit.

Sie fragte mich, warum ich die Männer so oft als schwach, ja geradezu lebensunfähig darstellen würde, sie verstehe das nicht.

Ich suchte nach Sätzen, äußerte etwas über die Verunsicherung der Männer durch den sozialen Wandel, der ihnen die klassische Rolle genommen und keine andere zugebracht habe.

Sie hakte nach, wollte das genauer ausgeführt haben.

Viele Männer sind auf der Suche, während die Frauen längst unterwegs sind; die Frauen wollen keine suchenden Männer, sie wollen Männer und Ankunft.

Ich hoffte, sie würde es dabei belassen. Doch sie wollte wissen, warum Wut und Streit in fast allen meinen Texten fehlten und die Konflikte immer unterschwellig loderten. Warum das so sei, fragte sie, und warum die leidenschaftliche Hingabe, die große Passion, die Männer, und Frauen besonders, immer wieder aus der Bahn werfen würde, von mir nie dargestellt worden sei?

Ich reinigte meine Lesebrille.

Ich weiß nicht alles, was beim Schreiben passiert. Auch wenn ich bewußt arbeite, schiebt sich beim Erzählen oft etwas an die Oberfläche, was erzählt sein will, was nicht geplant oder beabsichtigt war. Und vielleicht ist gerade dieses Unbeabsichtigte, irgendwie Unterschwellige das Spannende, das Überraschende, das man nur im Schreiben findet.

Vielleicht stolpere ich auf diese Weise auch einmal in die große Passion. Aber bewußt suchen kann man sie wohl nicht, weder im Leben noch im Schreiben. Sie überfällt uns allenfalls.

Sie nickte und senkte das Gesicht.

Als ich später am Tisch saß und Bücher signierte, stand sie die ganze Zeit nah an meiner Seite, zu nah, und sah auf mich hinunter. Ich fürchtete, sie würde ihre Hand auf meine Schulter legen, meinen Nacken berühren, meinen Scheitel küssen.

Doch als der Präsident der örtlichen literarischen Gesellschaft zu einem Glas Wein einlud, verabschiedete sie sich mit einem raschen Händedruck, etwas unzufrieden, so kam es mir vor, und verschwand.

Niemand wußte, wer sie war.

Sie müsse von auswärts gekommen sein, sagte der Präsident, der sonst alle Besucherinnen zu kennen schien.

Ich verabschiedete mich bald und fuhr in die Nacht hinaus.

Kaum hatte ich die Autobahn erreicht, begann es zu schneien. Während die Flocken immer dichter fielen, ließen mich die Gedanken an die Begegnung mit dieser

Frau nicht los, ich erinnerte mich an den Druck ihrer Hände, ihre Stimme, ihre schnell gesagten Sätze, die mir kaum Zeit zum Nachdenken und schon gar nicht für eine Antwort gelassen hatten.

War der Sommer, von dem sie gesprochen hatte, jener, in welchem Michi und ich mit verrußten Gläsern die Sonnenfinsternis beobachtet hatten und mißmutig waren, weil der Vater nicht da war und wir mit Tante Julie vorliebnehmen mußten? Oft hatte ich in diesem Sommer wach gelegen und hinuntergeblickt auf den kleinen Hof hinter dem Haus und auf den Kiesweg, der durchs Quartier führte; ich hatte auf die Schritte des Vaters gelauscht.

Der in Schnee übergehende Regen zwang mich zu langsamem Fahren, Schneematsch spritzte auf, die Scheibenwischer schossen schabend über das Glas.

Ein anderes Bild tauchte vor meinen Augen auf, eine junge Frau, von Vaters Armen umfassen; langes, dunkles Haar, das tief in die Stirn fiel. Eine Fotografie, die ich als Kind im Sekretär meines Vaters gefunden hatte. War es dieselbe Person? War die Ähnlichkeit ein Zufall, eine bloße Einbildung? War sie die Frau, die ich auf dem Bild, in Vaters Armen gesehen hatte?

Oder gab es mehrere unbekannte Geliebte?

Ich stutzte. Einen solchen Gedanken hatte ich bisher nicht für möglich gehalten.

Der Schnee fiel in dichten Flocken, so daß ich anhalten mußte. Ich lehnte mich zurück, spürte die Müdigkeit.

Der Sommer der Sonnenfinsternis war jener Sommer gewesen, in welchem der Vater zu einer Expedition

aufgebrochen war und uns, die Mutter und mich und den kleinen Michi, allein zurückgelassen hatte; der Sommer, in welchem mein Bruder endgültig ins Heim mußte; in diesem Jahr wurde im Fluß auch jener Tote gefunden, über den sich alle wunderten.

Ich wartete im Auto am Straßenrand. Die Gegend schien verlassen; an den Hängen vereinzelte Lichter, alles still. Mir war, als tauche ihr Gesicht aus dem Dunkel auf, als käme sie langsam auf mich zu, in wechselnder Gestalt, mal als junges Mädchen, mal als alte Frau; und ihre Stimme wäre die gleiche, vom gleichen Klang, flehend und fordernd zugleich; die Stimme einer Liebenden.

Ich hatte nach der Begegnung versucht, mich genauer an das Foto in Vaters Sekretär zu erinnern. Ich wollte wissen, was es mit meinem Vater und dieser Anna Altman zu tun hatte; ich war mir, je länger ich darüber nachdachte, nicht sicher, ob es sich um dieselbe Frau handelte oder bloß um eine Ähnlichkeit.

Vielleicht zögerte ich das Telefonat deshalb hinaus.

Wann hatte ich das Foto aus dem Sekretär zum ersten, wann zum letzten Mal in den Händen gehalten? Ich wußte, daß ich es in frühen Kindheitsjahren einmal gesehen hatte, aber später?

Die Fotografie hatte mit anderen in einer Blechschachtel gelegen, die ich einmal an mich genommen hatte. Es waren Schwarzweißaufnahmen gewesen, verblichene, mit gezackten Rändern, Fotos, die meinen Vater als jungen Mann zeigten, um die zwanzig; ein knochig schmales Gesicht, das schwarze Haar zurückgekämmt, gescheitelt. Er trug einen dunklen Anzug, das Jackett leicht geöffnet, ein weißes Hemd, unter dessen Kragen eine Krawatte gebunden war, der Knopf schräg verrutscht.

Nichts verriet den Bauern, der Vater damals noch war, und nichts wies auf die Bitterkeit hin, die später auf seinem Gesicht lag.

Und was war mit dieser fremden Frau, ja überhaupt mit Frauen, an die ich mich auf Bildern zu erinnern glaubte, Frauen in langen Röcken, darüber weiße Blusen, mit Spitzen, gehäkelt und geklöppelt.

Ich versuchte, mit Strichen das Gesicht nachzuzeichnen, als müßte ich ein Fahndungsbild herstellen. Die Arbeit machte mich unwillig; statt präziser zu werden, schien sich das Bild immer weiter zu entfernen.

Ich ärgerte mich, das Foto ließ mir keine Ruhe. Dann, irgendwann, fiel mir ein, daß auf der stockfleckigen Rückseite eine Widmung gestanden hatte: *Für R.* Für meinen Vater also. Darunter eine mit Tinte gezeichnete Blume. Und in der unteren Ecke: *Deine Dich immer...* Deutliche Kratzspuren verrieten, daß Wörter getilgt worden waren. Ich meinte mich zu erinnern, wie mein Vater mich einmal mit dem Foto erwischt und es mir entrissen habe. Und eines Nachmittags, als er schon lange krank war, forderte er mich auf, die Blechschachtel zu holen.

Im Sekretär lagen auch Zeitungsausschnitte, Karten, und einige Briefe, die meine Eltern sich vor der Ehe geschrieben hatten. Ich hatte in diesen Briefen gelesen, die zu zwei kleinen Bündeln verschnürt waren. Mutters Briefe waren umfangreicher, aber die knappen meines Vaters hatten mich stärker gefesselt. Der eine oder andere Satz war mir geblieben: »Wie durchhalten, wie weiterleben in dieser Zeit?« Was hatte er damit gemeint?

Ich hatte ihn nie zu fragen gewagt, die Mutter auch nicht. Meine Neugier hätte beide gegen mich aufgebracht: Sie bestanden, beide, auf Geheimnissen.

Der Sekretär zog mich an, immer wieder, ich hoffte, ihn irgendwann in Ruhe durchstöbern zu können, zu lesen und zu betrachten, was ich fand. Ich hätte gerne mehr aus dem Leben meines Vaters erfahren. Ich wußte wenig über ihn, kaum etwas über seine Jugendjahre. Er

hatte selten darüber erzählt, schon gar nicht von seinen Träumen. Als er krank geworden war, verstummte er. Der Sekretär war nun immer verschlossen. Das bestätigte meinen Verdacht von dunklen Geheimnissen. Die haben Leichen im Schrank, sagte ich zu Michi. Eichen im Schrank, wiederholte der.

Als wir nach Vaters Tod den Sekretär gewaltsam öffneten, waren die Fotos verschwunden. Leer all die kleinen Schubladen mit den Holzknöpfen, ich zog eine nach der anderen heraus. Übriggeblieben war nur dieser Geruch von feuchtem Holz, da und dort eine Delle, der Strich von einem Bleistift. Und ein paar Zeitungsausschnitte, Todesanzeigen aus der Familie meines Vaters, Lebensmittelkarten aus der Kriegszeit und andere Kleinigkeiten, nichts Persönliches. Ich war enttäuscht.

Vater habe alles heimlich verbrannt, behauptete die Mutter, habe immer wieder Dinge verschwinden lassen, auch aus ihrer gemeinsamen Zeit.

Wann hatte ich dieses Foto zuletzt gesehen, das Vater mit einer Frau zeigte? Ich ärgerte mich über meine bruchstückhaften Erinnerungen, Schemen und schummrige Konturen hinter getrübbtem Glas.

Lag es an diesem Ärger, daß ich mit der Frau keinen Kontakt aufnahm, obwohl ich es mir vorgenommen hatte? Fürchtete ich, mich mit meiner Unwissenheit lächerlich zu machen?

Was auch immer.

Der Zettel mit der Telefonnummer, den sie mir gegeben hatte, blieb liegen, vom alten ins neue Jahr, ein Jahr, das mit Eisstürmen über Westeuropa und mit neuen Enthüllungen über die Kriegsvergangenheit unseres Landes begann. Ich schob den Anruf immer wieder

hinaus. Vielleicht war ich zu sehr mit mir selbst beschäftigt, weil Kristin, meine langjährige Freundin, sich entzogen hatte und mich über ihre Gründe rätseln ließ.

Im Frühling erreichte mich überraschend ein Brief; er berichtete in kurzen Worten vom Tod einer Frau, Anna Altmanns. Er enthielt auch das Foto, das sie mir vor der Lesung gezeigt hatte, das Bild von meinem Vater und der Frau. Die Schreibende, Vera Altmann, offenbar die Tochter von Anna, teilte mir ferner mit, ihre Mutter habe einige Sachen für mich zurückgelassen, darunter eine Kasperlefigur, einige Briefe und Fotografien. Sie bat mich, doch vorbeizukommen und die Sachen zu holen.

Erst schob ich das Foto weg, vergeblich. Ich schaute es an, legte es weg, schaute es wieder an.

Mit einemmal wurde mir klar, was in meiner Erinnerung die Verbindung von diesem Liebespaar zu dem Bild im Sekretär meines Vaters hergestellt hatte. Es war nicht das Gesicht der Frau, auch nicht das meines Vaters, sondern das eines Mannes, der, leicht schräg dahinter, ebenfalls auf dem Foto zu sehen war. Ich hatte diesen Mann ausgeblendet, wegretouchiert in meiner Erinnerung. Das Auffällige war nicht sein kaum erkennbares Gesicht, sondern seine Hand, die mit einer seltsamen Geste, Halt suchend, die Schulter der Frau umklammerte, während diese die Hand abzuschütteln suchte, wie ein lästiges kleines Ding. Diese Geste hatte mich damals stark berührt.

Ich wußte jetzt auch wieder, wann ich dieses Foto gesehen hatte: in jenem Sommer, in welchem mein Vater

uns verlassen hatte. Tante Julie kam regelmäßig ins Haus, um der Mutter beizustehen. Sie hatte Michi und mich auf die Idee gebracht, Glasscherben an einer Kerze mit Ruß beschlagen zu lassen, damit wir, ohne geblendet zu werden, die große Sonnenfinsternis, die einzige, an die ich mich erinnere, verfolgen konnten. Wir verschmierten uns mit der rußigen Scherbe das Gesicht, die Hände und die Kleider; und weil Michi sich mit seiner Scherbe sogar in die Finger schnitt, verpaßten wir beinahe den Höhepunkt der Finsternis. Aber dann, genau über unserem Hügel, dem Stübis, schob sich der Mond vor die Sonne; zu unserer Enttäuschung wurde es nicht dunkle Nacht, aber wir sahen hinter unserer Scheibe, wie der Mond die Sonne zudeckte. Wir schauten auf die Uhr, es war 13 Uhr 52, das Datum habe ich aufgeschrieben: 30. Juni 1954. Der Vater war seit fast fünf Wochen fort. Während Tante Julie geduldig Michaels blutenden Finger behandelte und dem Kleinen Gesicht und Hände wusch, erzählte sie uns, was sie über die Sonnenfinsternis wußte: die verfinsterte Sonne stehe im Sternbild der Zwillinge, bedecke den Jupiter und lasse die Venus sichtbar werden; solche Erscheinungen seien früher als Vorzeichen von Unheil oder gar des Weltunterganges gedeutet worden; auch jetzt sei in manchen Zeitungen von kommendem Unheil die Rede.

Der Sommer war heiß und trocken, es war nichts von Unheil und Weltuntergang zu spüren, aber der erste Sommer ohne den Vater, ein Sommer, in dem ich meine Bauklötze und den Meccanobaukasten nur noch selten hervorzog und kaum Lust verspürte, meine Morseübungen wiederaufzunehmen. Die verrußte Scherbe